

Zeitschrift: Revue internationale de théologie = Internationale theologische Zeitschrift = International theological review
Band: 11 (1903)
Heft: 42

Artikel: Zur Entwicklung der Theologie vom 11. bis 13. Jahrhundert [Schluss]
Autor: Mülhaupt, Friedrich
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-403561>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZUR ENTWICKLUNG DER THEOLOGIE

VOM 11. BIS 13. JAHRHUNDERT ¹⁾.

(Schluss.)

B. Von den niederen und höheren Schulen.

Wenn von den gelehrten Schulen die Rede ist, so müssen öffentliche und private, ferner höhere und niedere geschieden werden. Im Anfang dieses Zeitabschnittes war nur der erstere Unterschied bekannt, bis sich gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts aus dem fröhlichen Gedeihen des Bestehenden jene grossen umfassenden Lehranstalten herausbildeten, die das literarische Übergewicht des Abendlandes gegründet haben und die Fundamente der neueren europäischen Kultur geworden sind. Unter den öffentlichen Schulen verstehen wir die mit gesetzlich bestehenden, von Kirche und Staat anerkannten Kommunitäten verbundenen Lehranstalten. Sie waren teils bürgerlichen, teils kirchlichen Ursprungs; zu der ersteren Art gehörten mehrere Schulen in Italien, welche sich aus den Zeiten der römischen Munizipien durch die Zerstörungen des Mittelalters hindurch notdürftig erhalten hatten und nun eine neue Aufnahme fanden. Die zahlreichsten literarischen Institute verdankten indes der Kirche ihr Entstehen und wurden an den Domstiften und Klöstern („Klöster“ hier im allgemeinsten Sinne genommen) unterhalten, einschliesslich der Kanonikate. Privatschulen wurden von einzelnen Gelehrten eröffnet, ohne Auftrag, und wie es scheint anfangs sogar ohne Erlaubnis der bürgerlichen und kirchlichen Behörden, jedoch wurde dieselbe sehr bald zur Bedingung eines solchen Privatunternehmens gemacht und noch im Verlaufe der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts nur nach vorhergegangener eingehender Prüfung der

¹⁾ Siehe Revue, Nr. 41, Januar-März 1903, S. 83—92.

Umstände erteilt. Aller allgemeine wissenschaftliche Unterricht wurde noch nach der griechisch-alexandrinischen Einrichtung in dem trivium und quadrivium zusammengefasst und an den öffentlichen Schulen wohl immer in dieser Behandlung gegeben, während an den Privatanstalten die eine oder andere Disziplin vorzugsweise behandelt wurde. Die Grammatik umfasste auch die Poetik; Theologie als Gegenstand öffentlichen wissenschaftlichen Unterrichts wurde im Anfang dieses Zeitabschnittes noch nicht allenthalben vorgetragen, doch war es schon an mehreren Orten der Fall, allen andern voran in Paris. Heilkunde wurde etwas später, noch später die Jurisprudenz daselbst gelehrt; in diesen Wissenschaften zeichneten sich dagegen andere Städte aus: in der Heilkunde nämlich Monte Cassino und Salerno, in der Jurisprudenz Bologna. Im Beginne des 12. Jahrhunderts waren hernach selten oder doch nur ganz zufällig neben den allgemeinen Wissenschaften (*artes*) auch noch die drei besonderen, zumal an einem und demselben Orte Gegenstand des Unterrichts. Was die Zahl und den inneren Wert dieser Schulen, ihren wissenschaftlichen Sinn und Geist betrifft, so stehen die französischen allen übrigen im allgemeinen bei weitem voran und unter diesen wieder am meisten die Pariser Schule. Denn in Paris glänzte die Domschule, ferner die von den Kanonikern zu St. Viktor unterhaltene, sowie die von St-Germain-des-Près und die zum hl. Dionys, auch einige Zeit hindurch die zur St. Genoveva (St. Geneviève). Neben diesen wurden wegen der Menge der aus allen Gegenden herbeiströmenden Schüler zahlreiche Privatschulen von tüchtigen Meistern eröffnet. In dieser Weise entstand ein edler Wettkampf, eine Rührigkeit und Lebendigkeit im Betrieb der Wissenschaften daselbst, der uns auch heute noch auf das wohlthuendste anspricht. Die Freiheit in der Bewegung, die verschiedenen Eigentümlichkeiten, die sich nebeneinander geltend zu machen sich bestrebten, die Mannigfaltigkeit in der Auffassung und Behandlung der Wissenschaften bieten ein höchst erfreuliches Bild dar. Wilhelm von Champeaux, Peter Abälard, Adam von St. Viktor, Robert Pullenus, Gilbert de la Porrée, Robert von Melun und mehrere andere bewegten nach verschiedenen theologischen und philosophischen Richtungen hin das wissenschaftliche Leben in Paris, lauter ganz ausgezeichnete Denker, der eine als Politiker, der andere als Aristoteliker, der eine als Realist, der andere

als Nominalist, wieder ein anderer als Vermittler. Neben diesen Lehrenden gab es auch Repetenten, wie wir z. B. von Johann von Salisbury wissen, dass er in Paris, als seine Mittel versiegt, Repetitorien und Examinatorien anbot. Die Zahl der Studierenden war nach dem Ablauf des ersten Viertels des 12. Jahrhunderts schon so gross, dass ihre Zahl die der eigentlich ansässigen Einwohner übertroffen haben soll. An zahlreichen andern französischen Orten finden wir nicht minder vortreffliche Schulen, die oft lange Zeit hindurch schönstens fortblühten und sich einer Frequenz erfreuten, dass die Masse der Kandidaten wie zu Paris die der Ortsangehörigen überstieg. Das war besonders dann der Fall, wenn eine Kirche oder Abtei das Glück hatte, mehrmals nacheinander gute, eifrige, wissenschaftlich gebildete und tiefreligiöse Bischöfe und Äbte zu erhalten. Viele in Paris sich auszeichnende Lehrer, sei es der Theologie oder Philosophie, wurden auch als Bischöfe oder doch als Dignitäre in den Provinzen angestellt und setzten daselbst an den Domschulen die Wissenschaften, denen sie vorher ihre ganze Zeit gewidmet hatten, fort, was natürlich für das Emporkommen ihrer Schulen von grossem Einflusse und Nutzen war. Hierher gehören die Kirchen von Rheims, Laon, Soissons, Poitiers, Orleans; auch die Klosterschulen von Cluny u. a. erhielten sich längere Zeit hindurch ihren alten, wohlverdienten Ruf.

Was Deutschland betrifft, so finden wir daselbst keine so rege Bewegung, kein so vielseitiges Streben; vielmehr zogen sehr viele Kandidaten der Wissenschaften nach Paris, selbst ehe sich dort die Universität gebildet hatte, auch nach Italien. Gleichwohl treffen wir in Fulda, Reichenau, Korvey, Mainz, Bremen, Lüttich, Hildesheim, Freising, Augsburg, Bamberg zwar kleine, aber sehr wohl unterhaltene, gelehrte Anstalten. Von England und Italien gilt ungefähr das gleiche, wie von Deutschland (z. B. Cambridge, London, Oxford; in Italien: Monte Cassino, Padua, Rom u. s. w.).

Aus den kirchlichen und bürgerlichen Schulen gingen die Universitäten hervor. Um sich einen klaren Begriff von der Entstehung derselben zu bilden, muss man vorläufig von unsern heutigen akademischen Verhältnissen und Einrichtungen vieles abstrahieren. Denn die Universitäten und die Organisation derselben waren keineswegs das Produkt irgend eines regelrechten

vorgefassten Schulplanes, sondern sie gingen, wie alles, was dauernd und vorteilhaft, wohlthätig und nachhaltig wirkt, aus dem Leben und seinen Bedürfnissen allmählich hervor und wurden erst nach mancherlei Bildungsstufen zu ihrer gegenwärtigen Stellung erhoben. In Paris finden wir die *erste* Universität, welcher dann die übrigen ihre Einrichtungen entlehnten. Da eine so grosse Anzahl von jungen Männern der philosophischen und theologischen Studien wegen dahin strömte, also meistens Kandidaten der Theologie, welche, wie bereits auseinandergesetzt wurde, so häufig auch Ärzte und praktische Juristen wurden, so stellte es sich natürlich für sie sehr bald als wünschenswert heraus, dass ihnen auch in Paris Gelegenheit zum Erwerb aller übrigen Kenntnisse gegeben werden möchte, die ihnen neben der Theologie noch nützlich und notwendig erschienen, damit sie nicht genötigt würden, mehrere weit voneinander gelegene Studienorte zu besuchen. So kamen zu den Vorlesungen über Theologie in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts noch die über Rechtswissenschaft und Heilkunde hinzu, d. h. alles, was wissenswert und lernenswert erschien, wurde jetzt in Paris dargeboten: Paris war Universität geworden im eigentlichsten Sinne des Wortes. Besonders wird die Zeit Peters des Lombarden, † 1164, als die Zeit des Ursprungs der Pariser Universität angegeben. Die Organisation und Verwaltung derselben gestaltete sich auch erst allmählich, die Schulen in Paris standen, weil kirchlichen Ursprungs, unter der Oberaufsicht des Bischofs, der alles nach höchst einfachen Normen leitete. Es musste sich jedoch sehr bald die Unzulänglichkeit der bisherigen Ordnung bei der stets sich steigernden Frequenz der Pariser Schule herausstellen; das neuerwachte wissenschaftliche Leben forderte neue Formen auch in bezug auf die äussere Einrichtung, da die alte nur auf wenige Schüler berechnet war und auf weitere Dimensionen eine bequeme Übersicht und Leitung des Ganzen nicht mehr gestattete. Das Bedürfnis alles dessen machte natürlich auch eigene Behörden und Abteilungen notwendig. Doch diese hatten sich gewissermassen stillschweigend durch das Leben von selbst gebildet, und man durfte nur das schon Vorhandene verständig benutzen, um das Rechte zu gewinnen. Die Wissenschaften nämlich gaben keinen Einteilungsgrund, da sie ursprünglich nicht so geschieden waren wie heute, der Philosoph vielmehr auch

Theologe und Lehrer und Schüler meist Geistliche, bezw. für den geistlichen Stand bestimmt waren. Anfangs waren selbst auch die Theologen in Paris Mediziner und Juristen. Der Einteilungsgrund des Ganzen musste daher anderswoher aufgesucht werden. Die Studenten und die Lehrer gehörten verschiedenen Nationen an: die Natur der Sache hatte daher auch diejenigen schon längst in eine nähere Verbindung gebracht, die sich als Landsleute begrüßten. So finden wir daher auch die Universität in Nationen oder Landsmannschaften eingeteilt. Standen sich die Genossen einer Nation näher als die verschiedenen Nationen Angehörigen, so schlossen sich auch von selbst die Glieder eines bestimmten Stammes innerhalb einer und derselben Nation wieder enger und bestimmter aneinander an, die Nationen zerfielen daher wieder in Provinzen und diese in Bistümer, d. h. Angehörige bestimmter Bistümer. An der Spitze der Nationen standen die Prokuratoren, dann folgten die Dekane u. s. w. Der Vorsteher des Ganzen war der Rektor, frei von den Prokuratoren der Nationen gewählt. War dieses nun die älteste Organisation der ältesten Universität, so trug sie doch schon den Keim einer neuen Organisation in sich. Je weiter die Zeit fortschritt und die Bildung in alle Klassen der Gesellschaft eindrang, je umfassender die Wissenschaften wurden, desto mehr teilten sich auch die Stände in dieselben: Laien betrieben die Medizin und Jurisprudenz weit mehr als früher, bis endlich die Theologen diese Gebiete ganz verliessen. Nun standen sich nicht mehr bloss verschiedene Nationen einander gegenüber, sondern auch Theologen, Heilkundige und Rechtsgelehrte. Daher bildete sich nun neben der Einteilung des Ganzen in Nationen und Provinzen die Einteilung nach den Wissenschaften aus: Es entstanden die vier Fakultäten: Theologen, Mediziner, Juristen und Artisten. Besonders um die Mitte des 13. Jahrhunderts hatten sich zuerst die Theologen enger aneinander angeschlossen. Universitas heisst darum ursprünglich keineswegs, wie jetzt, eine Anstalt, auf welcher alles menschliche Wissen traktiert wird, sondern so viel als: Gemeinschaft, Genossenschaft, Korporation, d. h. der gesetzmässige Verein zwischen Lehrern und Schülern, also das *corpus scholarum*. Später allerdings nannte man auch die Gesamtzahl von Lehrern, die alle Wissenschaften behandelten, Universität. Etwas anders verhält es sich mit *facultas*, einer

Bezeichnung, die im 12. und 13. Jahrhundert fast immer nur die Wissenschaft innerhalb eines bestimmten Rahmens, ja ursprünglich sogar nur die Fähigkeit, eine bestimmte Wissenschaft zu erlernen, umfasst; später erst nannte man die Verbindung aller derjenigen, welche eine bestimmte Wissenschaft mit ihren Verzweigungen lehrten und lernten, *facultas*, Fakultät.

Eine wesentliche Bedingung des Gedeihens einer Universität ist möglichst freie Bewegung, womit wir keineswegs den Begriff von Gesetzlosigkeit und Willkür verbinden, worunter wir vielmehr die Entfernung aller störenden Einflüsse von aussen verstehen, welche die Entwicklung des eigentümlichen Wesens eines Dinges hindern. Überall, wo man zur Erreichung eines bestimmten Zieles, zur Lösung einer besondern Aufgabe des allgemeinen sozialen Lebens zusammentritt, werden auch besondere Gesetze, die ihre Verhältnisse nach aussen und innen bestimmen, erfordert; denn eben die Besonderheit des Lebenszweckes kann nur in besonderen Lebensordnungen erreicht werden. In der damaligen Zeit nun, in welcher sich die Staaten um die Wissenschaften sehr wenig kümmerten, würde auch die Einwirkung der Staatsgewalten auf die Verhältnisse der Universität, des Organs der wissenschaftlichen Bildung, sehr hemmend gewesen sein, vielleicht die Universitäten sogar aufgelöst haben. Daher war damals vor allem die grösstmögliche Unabhängigkeit von den Staatsbehörden für jene sehr wünschenswert. Die kirchlichen Lokalbehörden standen indessen auf einem zu beschränkten Standpunkte, als dass ihnen die alleinige und höchste Aufsicht und der Schutz über die Universitäten hätte anvertraut werden mögen. So suchte und fand man denn auch einen *modus vivendi*, einen Ausweg: Unter Philipp August erhielt die Universität zu Paris eine exemte Gerichtsbarkeit, so dass alle ihre Angehörigen vor dem akademischen Gerichte selbst ihr forum hatten. Das Verhältnis zwischen dem gesetzlich bestellten bischöflichen Kanzler und der Universität wurde unter Mitwirkung des Papstes 1203 geregelt, und zwar so sehr zu gunsten der Hochschule, dass sie unter Gregor IX. 1231 als völlig emanzipiert angesehen wurde. Auch wurden die eigentlichen Rechte des Kanzlers noch wesentlich beschränkt. Der Kanzler hatte bisher nämlich die sittliche und intellektuelle Fähigkeit der Lehrer zu erforschen und die Erlaubnis zur öffentlichen Ausübung des Lehramtes zu erteilen, aber unent-

geltlich und ohne Eid und Gehorsam zu fordern, wie er es eigentlich gewünscht hatte. Vom Jahre 1250 ab sollten aber die Professoren jene Prüfungen selbst vornehmen, und der Kanzler nur die Erlaubnis, die „Licentia“, zum Dozieren erteilen. Andererseits wurden die Professoren förmlich ermächtigt, die Vorlesungen einzustellen, wenn die Gerechtsame der Universität und die ihren Kollegen schuldige Achtung durch die Studierenden schwer verletzt und keine Genugtuung angeboten wurde. Von diesem Rechte machten sie denn auch sehr bald Gebrauch, als ein von den Studierenden veranlasster Tumult nur durch gewaltsames Eingreifen der Polizeisoldaten und nicht ohne Blutvergiessen beigelegt wurde. Die Professoren zerstreuten sich, boten in andern Städten ihre Vorlesungen an, bis durch Vermittlung des Papstes Gregors IX. Satisfaktion gegeben wurde. Freilich war dies ein unsern Zeitverhältnissen und Anschauungen sehr befremdend klingendes Verfahren; damals aber war es geradezu notwendig, weil sich sonst die Universität nicht zu erhalten vermochte, und darum ausführbar, weil die Professoren als solche in keinem Dienstverhältnisse zum Staate standen, der sie weder berufen hatte, noch besoldete.

Nach dem Muster, das Paris geboten, bildeten sich alle übrigen Anstalten, wenigstens grösstenteils; einige italienische Hochschulen waren zwar aus alten städtischen Lehranstalten hervorgegangen und hatten deren ehemalige Verhältnisse unter sich vervollkommnet, die ziemlich von denen zu Paris abwichen. So standen z. B. die städtischen Behörden in Bologna der Universität vor. Allein allmählich griffen doch auch diese die Grundsätze und Formen der Pariser Universität auf, weil sich sehr bald herausstellte, dass sich die Bürger von zu beschränkten Gesichtspunkten und kleinlichen Interessen leiten liessen, als dass die Anstalt hätte gedeihen können. So war es z. B. in Bologna lange Zeit Grundsatz gewesen, dass nur städtische Bürger das Lehramt verwalten dürften, was natürlich sehr nachteilig wirken musste; erst allmählich brach sich eine freiere Organisation offene Bahn. Die Universitäten, welche bis 1300 gegründet wurden, sind folgende:

In *Frankreich*: Paris, doch kann das Jahr nicht mehr genau bestimmt werden. Rheims, sehr bald nach Paris, vielleicht 1160, Montpellier 1180, Toulouse 1228, Orleans 1236, Lyon 1300.

In *Italien*: Salerno, Bologna, Piacenza, Arezzo, Padua, Neapel, Rom; auch Perugia, Modena hatten ähnliche Anstalten. Neapel war hier die erste Universität, die eine eigentliche Staatsanstalt war, aber sie hatte sehr beschränkte Mittel.

In *England*: Oxford, Cambridge.

In *Spanien*: Salamanca, Nerida.

In *Portugal*: Coimbra.

Erst von der Mitte des 14. Jahrhunderts an erhielt auch Deutschland seine Universitäten und zwar auf einmal sehr viele.

Merkwürdig sind die grossen Zahlen, welche uns begegnen, wenn von der Frequenz mancher Universitäten die Rede ist; ganz besonders auffallend ist es, dass so viele Theologen oft so entfernt liegende Anstalten besuchen konnten. Um diese Erscheinung begreiflich zu finden, ist wohl darauf zu achten, dass damals viele Jünglinge von fürstlichem Stande und den obern Klassen der Adligen sich dem geistlichen Stande widmeten, und anderseits, dass vielleicht die meisten Theologie- und Philosophiestudierenden schon Kleriker waren, solche nämlich, welche an den bischöflichen Anstalten in den Provinzen, Konvikten u. s. w. den gewöhnlichen, dürftig bestellten Lehrkursus absolviert, jedenfalls schon einige Weihen erhalten hatten, so dass sie etwaige Pfründen zugewiesen bekommen konnten. Der Ertrag derselben nun wurde ihnen während ihrer Universitätsstudien überlassen, ja häufig wurden ihnen diese Benefizien gerade behufs Fortsetzung ihrer Studien erteilt.

In der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts z. B. verordnete der damalige Bischof von Chartres in Übereinstimmung mit seinem Kapitel, dass allen nicht residierenden Canonicis ihre Einkünfte entzogen werden sollten. Ein päpstlicher Erlass unter Alexander III. verweigerte nun zwar die Bestätigung dieser Verordnung nicht, machte aber eine Ausnahme zu gunsten derjenigen, welche der Studien wegen auf Universitäten abwesend seien. In der folgenden Zeit erhielten allein in Paris über tausend Professoren und Studierende der Theologie bestimmte Benefizien. Für junge Mönche wurden überdies von zahlreichen Klöstern in Paris Anstalten zur freien Verpflegung unterhalten. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts kam in Paris auch noch die Stiftung der Sorbonne sehr wohlthätig und vielverheissend hinzu: Robert von Sorbon, einem kleinen Dorfe in der Champagne, † 1274, ein sehr gelehrter Canonicus

in Paris und einer der Vertrauten, ja der Beichtvater Ludwigs des IX., gründete nämlich aus eigenen Mitteln eine Anstalt zunächst für 16 Theologen: Aus jeder der vier Hauptnationen sollten 4 ausgewählt werden. Die Anstalt hatte auch einen besondern Vorstand und eigene Lehrer; sie gedieh so vortrefflich und wurde allmählich so umfassend und einflussreich, dass die gesamte theologische Fakultät von Paris nach ihr benannt wurde. In den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts kam in Paris ausserdem noch das Kollegium von Navarra hinzu.

C. Entwicklung der Theologie und deren beiden Augen: Geschichte und Philosophie, auf diesen Schulen.

Es gehört nicht in den Rahmen dieser unserer Abhandlung, noch auch in diese Zeitschrift hinein, ausführlich auch von der Pflege und Entwicklung der sogenannten schönen Künste und Wissenschaften, von der Jurisprudenz und Medizin zu sprechen, insofern nämlich auch diese auf den höheren Schulen mehr und mehr zur Geltung kamen. Nur zwei Gebiete seien im folgenden ausser unserm eigentlichen Gegenstande, der Theologie und ihrer Entwicklung, noch kurz erwähnt, und zwar diejenigen, die mit der Pflege der Theologie unauflöslich verbunden sind und von denen Döllinger sagte, dass sie die beiden Augen der Theologie seien: Philosophie und Geschichte.

Was die Philosophie, speziell die Dialektik betrifft, so wurde dieselbe in diesen Zeiten nach einem bestimmten Handbuch, das man fälschlich dem hl. Augustinus zuschrieb, vortragen; dann aber wurde dasselbe durch eine Schrift des Porphyrius, besonders durch die Werke des Aristoteles verdrängt. Namentlich die Schriften des letzteren kamen sehr bald in Umlauf; anfänglich gebrauchte man die Übersetzungen des Boethius, † 526; im 12. Jahrhundert kamen aber auch noch von spanischen Arabern, vorzüglich durch Vermittlung bekehrter Juden, einzelne Bücher des Aristoteles, die längst in das Arabische übersetzt waren, im südlichen Frankreich vor, von wo aus sie sich sodann in lateinischen Versionen über das ganze Abendland verbreiteten. Auch die physikalischen Schriften dieses Philosophen wurden um diese Zeit (etwa um 1200) zum erstenmal recht bekannt; auf diesen fussend entstanden längere und kürzere Bearbeitungen des Aristoteles, sowohl

seiner naturwissenschaftlichen, wie seiner metaphysischen Werke, die gleichfalls durch die Araber und Juden mehr und mehr zur Ausbreitung kamen. So finden wir im Anfang des 13. Jahrhunderts sämtliche Schriften des Aristoteles im Abendlande verbreitet, wozu besonders die Errichtung eines lateinischen Kaisertums in Konstantinopel viel beitrug.

Jakob, ein hochgebildeter Theologe, gab um 1228 die Analytik und Topik des Aristoteles in einer lateinischen Übersetzung, und zwar unmittelbar nach dem griechischen Original bearbeitet, heraus. Friedrich II. schenkte der Universität von Bologna sämtliche Werke desselben, die grösstenteils auch unmittelbar aus dem griechischen Texte übersetzt waren. Robert Grosseteste (Dickkopf), Bischof von Lincoln um 1250, einer der wenigen Männer, vor denen Roger Bacon Achtung zeigte („Solum dominus R. novit scientias“), übersetzte die grössere Ethik und Politik des Aristoteles. Wilhelm von Auvergne, † 1249, übersetzte das Organon, die Rhetorik, Politik, Physik, Naturgeschichte des Aristoteles, auch die Kommentare des Proclus. Thomas von Aquin forderte wenigstens zu fleissigem Übersetzen auf und auf sein Betreiben erschienen auch die Übersetzungen des Heinrich von Gent, † 1293. Arabische Übersetzungen von Michael Scotus, um 1250, kamen als Ergänzung noch dazu, die alle als gute Leistungen von den Zeitgenossen angesehen wurden. Werke arabischer und griechischer Philosophie wurden gleichfalls ins Lateinische übersetzt und sehr häufig gebraucht, und nur das bleibt zu bedauern, dass Platons Schriften nicht oder nicht hinlänglich bekannt waren. Doch wurde man mit der Richtung Platons durch die philosophischen Werke Ciceros, durch Augustinus, durch die Werke des sogenannten Dionysius Areopagita „de divinis nominibus“ und „de hierarchia coelestica“, durch die Werke des Johannes Scotus Erigena u. s. w. vertraut. Durch diese Studien angeregt, entwickelte sich in vielen Gelehrten das ihnen angeborene philosophische Talent und trug sehr reiche Früchte. Alle grossen und wichtigen Fragen, die nur je den menschlichen Geist auf dem Gebiet der Philosophie beschäftigt haben, wurden jetzt zu beantworten versucht und dadurch der abendländische Geist in lebhaftere Bewegung versetzt.

Unter den freien Künsten, die öffentlich gelehrt wurden, wird besonders die Geschichte vermisst; jedoch wäre es sehr

irrig, wenn man glaubte, sie hätte kein Interesse gefunden, oder sie wäre überhaupt vernachlässigt worden; denn wohl beschäftigte man sich im Privatstudium mit ihr, wie denn dies auch in Zeiten der Römer und Griechen nicht anders geschah. Eine Ausnahme bildet jedoch die heilige Geschichte, welche Petrus Comestor, Kanzler der Universität Paris, † 1178, für die Schüler bearbeitete: daher der Titel seines Werkes „*Historia scholastica*“. Es war dies überhaupt das erste Mal, dass ein förmlicher Geschichtsunterricht auf öffentlichen Lehrstühlen geboten wurde. Die allgemeine Geschichte wurde sehr häufig bearbeitet. Die eigentlichen Leistungen dieser Historiker sind freilich in Beziehung auf ihre Darstellung der frühern Zeiten nicht allzu hoch anzuschlagen, da sie meist die Nachrichten älterer Historiker einfach nebeneinander stellten. Erst mit dem Momente, in dem die Geschichte *ihr* eigenes Zeitalter erreichte, wurden sie selbständig, sowohl in der Wahl des Stoffes als in der Darstellung und Sprache. Hierher gehören Hugo, ein gelehrter Benediktiner im Kloster Fleury an der Loire, Verfasser einer Weltchronik: *de regia potestate et sacerdotali dignitate libri XXII*, einer *historia ecclesiastica*; Otto, Bischof von Freising, Sohn des Markgrafen Leopold von Österreich, † 1158, gab eine Weltgeschichte bis 1152 heraus. Besonders Wert haben die *chronica regia* von St. Pantaleon, einem Kloster in Köln, die von dem Mönche Gottfried bis 1237 fortgesetzt wurden. Dieser berücksichtigte vorzüglich auch die Forschungsergebnisse auf dem kirchlichen Gebiete. Auch einige Erzbischöfe von Salerno lieferten eine Weltchronik bis 1178 und bieten der neuern Geschichtsforschung, insbesondere für die Italiener, eine ungemein gute Ausbeute, die sowohl um der Sprache, wie auch des Inhalts willen sehr hoch geschätzt wird; Martinus Polonus, ein schlesischer Dominikaner aus Toppau, † als Erzbischof von Gnesen 1278, verfasste eine Chronik des Kaiser- und Papsttums bis auf das Jahr 1277. Ein ungenannter Dominikaner aus Thüringen beschrieb die Geschichte von Roms Eroberung bis 1281. Endlich ist aus dieser Zeit auch noch zu nennen der Mönch Hermann Contractus von Reichenau, dessen Chronik auch heute noch eine der hauptsächlichsten Quellen für die Geschichte von 1040—1054 bildet.

Die Kirchengeschichte wurde von all den genannten Historikern gewöhnlich mitbearbeitet, doch machten Gelehrte

dieselbe auch zum Gegenstande ihrer besonderen Forschungen: Ordericus Vitalis (1074—1142), Ptolemæus oder richtiger Bartholomæus de Fiadonibus aus Lucca (1236—1327), in 24 Büchern. — Die Geschichtsschreiber einzelner Reiche, Länder und Städte sind am zahlreichsten, auch zeichnen sich ihre Werke durch ihren inneren Wert, durch Sprache und Darstellung ziemlich vorteilhaft aus vor denjenigen, die die ganze Weltgeschichte umfassen. Jedes Land vom äussersten Norden bis hin nach Sizilien hat seinen Historiker hervorgebracht, von denen nicht wenige den besseren Geschichtsschreibern der Griechen und Römer an die Seite gestellt werden dürfen; besonders zeichnen sich die französischen durch ihre Treuherzigkeit und Offenheit, die italienischen durch Anschaulichkeit, Lebendigkeit und Detaillierung des Stoffes aus. In Genua wurden von Staats wegen Historiker aufgestellt, deren sehr inhaltreiche Jahrbücher mit dem Jahre 1100 begannen. Nur einer aus der Zahl von vielen Historikern dieser Zeit sei hier nochmals besonders genannt: Otto von Freising mit seiner Weltchronik: *de duobus civitatibus oder de mutatione rerum*, ferner mit seinen *Gesta Friderici* bis 1156, einer Geschichte Friedrichs I., die dann von mehreren andern in Ottos Geiste fortgesetzt wurde.

Auf Grund unserer bisherigen kurzen Darlegung nun lässt sich auch der Zustand und die Entwicklung der Theologie in dieser Zeit besser begreifen. In der Ansicht nämlich, dass der menschliche Geist nach allen Richtungen hin, nur mit Ausnahme der Theologie, geschlafen haben sollte, liegt etwas sich selbst Widersprechendes und darum Unglaubliches; denn es ist in der Tat nicht leicht einzusehen, wie die Theologie ganz isoliert sollte gepflegt worden sein. Mit der Einsicht dagegen, dass auch anderwärts die Intelligenz emporstrebte, wird es auch einleuchten, wenn man sagt, dass in bezug auf die religiösen Erkenntnisse der menschliche Geist in hohem Grade tätig war, und zwar mit grossem Erfolge.

Die mittelalterliche Theologie ist unter dem Namen der Scholastik bekannt. Unter Scholastik versteht man ja ganz im allgemeinen Schulwissenschaft, Schulweisheit im Gegensatz zum populären Unterricht, also hier die wissenschaftliche Darstellung der christlichen Glaubenslehre. Mit dem Worte *scholasticus* bezeichnete man einen, der durch die Schule hindurchgegangen, sei es als Lehrer, sei es als Schüler; daher heisst

scholasticus im 4., 5. und 6. Jahrhundert ein Gelehrter, häufig auch ein Rechtsgelehrter, später vorzugsweise ein Gottesgelehrter. Die Vorsteher der berühmtesten mittelalterlichen Schulen, namentlich der Dom- und Kanonikatschulen, nannte man scholastici, Scholastiker, und davon erhielt die Lehre, die auf diesen Schulen vorgetragen wurde, den Namen Scholastik.

Um aber den Charakter dieser Wissenschaft näher zu bestimmen, ist folgendes zu bemerken:

1. Sie ist keine historische Untersuchung, die erst ausmitteln wollte, welches die christlichen Dogmen seien; diese wurden vielmehr, als im kirchlichen Bewusstsein bereits vorhanden und auf eine ganz unzweifelhafte Weise festgelegt, anerkannt und vorausgesetzt. Dass das reine, wahre, unverfälschte Christentum in der Kirchenlehre niedergelegt sei, ist allgemeiner Grundsatz der Scholastik, obgleich sehr häufig Schriftstellen und patristische Zeugnisse aufgeführt werden. Dieses geschieht mehr, um damit bekannt zu machen und die Quellen in fortwährendem Gedächtnis zu erhalten, als um einen eigentlichen Beweis damit zu führen.

2. Da an eine historische Forschung gar nicht gedacht wurde, und indem nicht der mindeste Zweifel an der Wahrheit der Offenbarung in Christo Jesu und ihrer Reinerhaltung in der Kirche die Gemüter beunruhigte, indem vielmehr alles dieses für unmittelbar gewiss galt, für eben so gewiss, als das Dasein des Menschen und der ihn umgebenden Aussenwelt: so war der unbedingte Glaube der Ausgangspunkt der scholastischen Theologie, und die einzige Aufgabe derselben folgende:

- a) den Inhalt der einzelnen Glaubenslehren auf das genaueste zu bestimmen und zugleich ihre Vorstellbarkeit näher zu bezeichnen;
- b) den Zusammenhang der einzelnen Glaubenslehren untereinander nachzuweisen;
- c) zu zeigen, dass die geoffenbarte Lehre zugleich eine durch den Verstand notwendig anzunehmende, dass das Historische, das Geoffenbarte auch rationell sei, oder dass es mit gewissen, von jedermann anerkannten Wahrheiten innigst in Verbindung stehe und sich als eine konsequente Folgerung aus denselben herausstelle.

Wer dergleichen Betrachtungen mit Glück vorgenommen hatte, von dem sagte man, er sei zum intellectus fidei vorge-

drungen, zum Wissen im Glauben. Man kann also die Scholastik auch in gewissem Sinne spekulative Theologie nennen.

Um das Gesagte an Beispielen nachzuweisen, sehen wir uns einiges aus Anselm von Canterbury und Thomas von Aquin an. Der erste sagte in seinem „*προσλόγιον*“ (Rede zu sich selbst), cap. I: Ich bestrebe mich nicht deshalb, zu wissen, um zu glauben, sondern ich glaube, um zu wissen, denn ich glaube auch das, dass, wenn ich nicht glaube, ich auch nicht wissen könne, d. h. dass das Wissen ohne vorausgehenden Glauben unmöglich sei (*non intelligo, ut credam, sed credo, ut intelligam, nam et hoc credo, quod, nisi crediderim, non intelligam*). Mit einem Worte: der Glaube wird als etwas unmittelbar Gewisses angenommen. Dieses „*προσλόγιον*“, worin Anselm den Glauben an Gott und die Trinität als eine Vernunftwahrheit darzustellen sucht, führte daher anfänglich den Titel „*fides quærens intellectum*“ (der Glaube, der zu wissenschaftlichem Begreifen vorzudringen sucht). Die Tendenz der Schrift desselben Theologen: „*cur Deus homo?*“ wird cap. X dahin ausgesprochen: darzutun, warum der Tod des Gottmenschen von der Vernunft als ein notwendiger anzusehen sei, *qualiter mors illa rationabilis et necessaria demonstrari possit*; in cap. XV sagt er: damit ich diese Glaubenslehre als eine vernünftig-notwendige begreifen könne. Anselm stellt diese Bemühungen als eine Forderung der geistigen Natur des Menschen dar, was man aus der Erscheinung entnehmen könne, dass das Begreifen des Glaubens von einer inneren Freude begleitet sei (*præfatio de trin.*), und fasst es als grosse Trägheit auf, die Tiefen des Christentums, nachdem man sie sich gläubig angeeignet habe, nicht auch durch alle einzelnen Punkte hindurch für die Vernunft in Besitz zu nehmen (*cur deus homo*, cap. II). Wie sehr er aber von der Unverletzlichkeit des Glaubens überzeugt war, als des Fundamentes, dessen Untergrabung das Gebäude des höheren Wissens mit Einsturz bedroht, geht aus seiner Schrift gegen Roscelin hervor und aus „*de concordia grat. et lib. arbitr.*“, quæst. III, cap. 6, an welchem Orte er zugleich den Satz ausführt, dass, wenn man in dem Versuche, um den Glauben zu wissen, diesen oder jenen Punkt am Ende zu begreifen doch nicht im stande sei, dennoch der Glaube festgehalten und zugleich angenommen werden müsse, dass die individuelle Vernunft noch nicht ganz herangereift sei. Hierdurch ist zugleich das Gefähr-

liche, welches in der Scholastik lag, vermieden: sie strebte dahin, die Glaubenslehre in Vernunftideen zu verwandeln. Nun hätte dadurch sehr leicht am Ende ein sehr unkirchlicher Sinn entstehen können, allein es lag zugleich in der Scholastik eine notwendig anerkannte Grenze, über die man nicht hinausging und hinausgehen durfte. Die Scholastik ging aus vom Glauben: niemand solle meinen, die göttlichen Dinge begreifen zu können, wenn er nicht zuerst glaube; doch nicht ein blinder Glaube solle es sein, da ja das Christentum historisch begründet sei durch die Kirche und ihre Existenz. Wenn also erst dieser Glaube ganz ins Leben verwandelt sei, dann, sagte man, muss das wissenschaftliche Begreifen hinzukommen, denn: *fides quærit intellectum*, der Glaube sucht zum Selbstbewusstsein zu kommen. Wer wirklich recht gläubig sei, der fühle auch ein inneres Bedürfnis in sich, diesen Glauben begreifen zu wollen.

In der Einleitung zu seiner Summa, quæst. I, 3 wirft sich Thomas von Aquin die Frage auf, wie doch auch die Theologie eine Wissenschaft genannt werden könne, da eine in Wahrheit so zu nennende Wissenschaft von Prinzipien ausgehe, die jedermann einleuchten, indemonstrabel und in sich selbst gewiss seien, wogegen die Theologie nur Glaubenssätze behandle und auf der Geschichte beruhe. Er sagt, die Prinzipien der Theologie seien geoffenbarte Wahrheiten, die, als von Gott geoffenbart, schlechthin gewiss seien (so gewiss wie die Axiomata der Mathematik). Der geschichtliche Charakter der dogmatischen Sätze könne aber für eine wissenschaftliche Behandlung kein Hindernis sein, da ja den Tatsachen Ideen zu Grunde liegen, deren sich die Wissenschaft bemächtige, während sie das rein Geschichtliche als die Form der Ideen nur dazu gebrauche, die Autorität der Zeugen herzustellen. Indem Thomas hierauf weiter vom Verhältnis der Philosophie zur Theologie spricht, erklärt er sich in fünf Artikeln also: an sich bedürfe diese jener nicht und schon gar nicht dazu, um ihren Inhalt als einen wahren darzustellen, wohl aber müsse die Philosophie als Magd der Theologie insofern dienen, als sie dazu behülflich sei, die Glaubenslehre zum wissenschaftlichen Bewusstsein zu erheben und ihren Inhalt nach allen Seiten zu entfalten. Selbst dieser Gebrauch der Philosophie in der Theologie finde aber übrigens nicht deshalb statt, als ob die Glaubenssätze doch in gewisser Beziehung unzureichend und mangelhaft wären, sondern wegen

der Schwäche der menschlichen Einsicht, die in einem Missverhältnisse zu den über der Vernunft gelegenen Wahrheiten stehe. — Dasselbe entwickelt Thomas in Art. 8 noch weiter und gibt dabei den Vergleich an: die göttliche Gnade vernichte die menschliche Natur nicht, sondern vervollkomme sie vielmehr; gleichwie daher die natürlichen Neigungen (Affekte) des Menschen von der göttlichen Liebe aufgenommen und dieser gehorsam würden, so schliesse sich auch die Vernunftserkenntnis an den Glauben an, um diesem zu dienen.

Von diesem Gesichtspunkte aus muss allerdings in der Scholastik die Vereinigung der grössten Kühnheit des Gedankens mit der tiefsten Demut des Sinnes, die freieste Bewegung des Geistes mit dem ergebensten Gehorsam des Willens in Betracht gezogen werden, so dass für die Fortschritte des immer weiter strebenden menschlichen Geistes und die Stetigkeit des immer sich gleich bleibenden Glaubens in gleicher Weise gesorgt wäre. Denn wenn auch die subjektive Erkenntnis an den nie ganz auszudeutenden christlichen Geheimnissen ins Unendliche sich entwickeln und vervollkommen konnte, blieb das Christentum als Objekt stets dasselbe, und obschon unzählige Geister von demselben genährt werden, wurde es doch nicht aufgezehrt, ein Geschick, das es freilich in den neueren Zeiten da und dort zu haben schien, da nämlich, wo das Verhältnis der Philosophie zur Theologie anders gestaltet wurde.

Man unterscheidet nun seit Danæus, eigentlich Daneau, einem reformierten Theologen des 16. Jahrhunderts in Genf, gewöhnlich 3 Perioden der Scholastik. Der Grundgedanke dieser Einteilung war der, dass in der ersten Periode ein noch erträglicher Schritt, der der Dialektik und Spekulation, in der Theologie gemacht worden sei, in der zweiten Periode ein geradezu unerträglicher, in der dritten ein ganz verderbenbringender. Man kann in der Tat drei Perioden annehmen, aber in *der* Weise, dass in die erste Zeit das Aufkeimen und erste Wachstum der Scholastik fällt, in die zweite die Blüte derselben, in die dritte ihr Verfall. Die erste beginnt mit der Mitte des 11. Jahrhunderts und hat den Anselm von Canterbury unter ihren Koryphäen, in Abälard, Hugo von St. Victor und andern sehr bedeutende Gestalten. Das Eigentümliche dieser ersten Periode besteht darin, dass:

1. die platonische Philosophie zur Entwicklung der christlichen Ideen und zur Einführung in dieselben benutzt wurde;
2. der Geist sich in dieser Periode ungemein frisch, heiter und lebendig und zugleich in mannigfaltigen Formen bewegte;
3. der Gedanke mit sehr wenigen Ausnahmen (wie z. B. in Abälard) durchaus rein und innig fromm erscheint;
4. in den Schulen nach keinem bestimmten System die gesamte kirchliche Glaubenslehre auseinandergelegt wurde, sondern nur einzelne Partien derselben dialektisch und spekulativ behandelt wurden.

Die zweite Periode nimmt von Petrus Lombardus in der Mitte des 12. Jahrhunderts ihren Ausgang und währt bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts fort. Der genannte Lombarde verfasste das erste in den Schulen eingeführte System der christlichen Glaubenslehre, nicht als hätten nicht auch Zeitgenossen, durch dasselbe Bedürfnis aufgefordert, ähnliche umfassende Lehrbücher geliefert, sondern das seinige gewann vor ihnen den Vorsprung wegen seiner Brauchbarkeit. Und dieses ist die erste Eigentümlichkeit der zweiten Periode, nämlich dass nur *ein* vollständiges System der christlichen Glaubenslehre öffentlich in den Schulen vorgetragen wurde. Früher trug man wohl einzelne Kirchenväter vor, aber eine Gesamtbehandlung aller christlichen Glaubenslehren, eine systematische Darstellung aller einschlägigen Punkte kannte man im Abendlande bisher noch nicht. Selbst im Orient, wo eine solche von Johannes von Damaskus gegeben ward, wurde sie in den Schulen nicht überall gelehrt.

1. Von nun an begann der eigentlich streng systematische und wissenschaftliche Unterricht in der Theologie.
2. Aristoteles ward in dieser zweiten Periode herrschend, und seine Richtung verdrängte die platonische um so leichter, als die Schriften des Aristoteles dem Okzident bekannt geworden waren, während die des Plato meistens bisher demselben noch unzugänglich blieben. Die aristotelische Logik beförderte ungemein das System, die Ordnung, die Klarheit, Bestimmtheit und Schärfe der Begriffe.
3. Die Betrachtung wurde in der zweiten Periode reicher und gewann sehr an Umfang; eine Darstellung der gesamten

Gotteslehre, summa, schloss sich an die andere an, und die meisten in der Tat mit vielen hervorragenden Eigentümlichkeiten der Gedanken.

4. Die Form wurde dagegen eintönig, streng abgemessen, oft trocken. Es hatte sich nun eine bestimmte wissenschaftliche Sprache ausgebildet, auch die bestimmte syllogistische Form.

Endlich erhielt jetzt die Scholastik die grössten Männer: neben dem Lombarden Alanus von Ryssel, Alexander von Hales, Albertus Magnus, Thomas von Aquin, Bonaventura, Duns Scotus, Durandus a Sancto Portiano, Wilhelm Occam (die beiden letztern reichen schon in das 14. Jahrhundert hinein).

Von nun an aber verfiel die Scholastik immer mehr und mehr, sie litt in ihrer dritten Periode an Sterilität der Gedanken und warf eben deswegen ihre Aufmerksamkeit auf Nebendinge und Kleinigkeiten, in deren Ausbildung allein noch Eigentümlichkeit und Eigenart gefunden und gesucht wurde. Das ist gewöhnlich der Fall, wenn die Produktionskraft einer Periode erlischt.

Der menschliche Geist hatte sich erschöpft in der Verfolgung der scholastischen Richtung, es begann daher nun der Kampf gegen sie, und dieser Kampf wurde immer heftiger, neue Wege betrat das wissenschaftliche Streben. Das Schicksal alles Menschlichen ereilte so auch die Scholastik, und gerade ihr letzter Kampf gegenüber neuen wissenschaftlichen Bahnen ist besonders merkwürdig und interessant. Jetzt begannen aber auch die nachteiligen und wohlverdienten Urteile über die Scholastik, die sich wie eine Art von gelehrten Formeln bis auf unsere Zeit fortgeerbt haben. Die ersten stärkeren Angriffe auf sie wurden von Gerson, Nikolaus Clemange u. a. ausgeführt, sie waren freilich nur gegen die Ausartung der Scholastik gerichtet. Dasselbe oder wenigstens Ähnliches gilt auch von den nun folgenden Fehden von seiten der Humanisten gegen Ende des 15. Jahrhunderts: alle Angriffe galten vorzugsweise der nicht mehr befriedigenden Form der scholastischen Theologie. Die Reformatoren vollends bekämpften im Verlauf des 16. Jahrhunderts die Scholastik schlechthin und zwar deswegen, weil sie den Dogmen der Reformation entgegenstand, und so geschah es, dass innerhalb und ausserhalb der Kirche der Tadel über dieselbe sich häufte und die Gemüter

allmählich so sehr beherrschte, wie das nur von einem tief eingewurzelten und lang vorenthaltenen Urteil zu erwarten sein konnte.

Endlich beschränkte sich fortan die theologische Tätigkeit keineswegs bloss auf scholastische Erzeugnisse, auch die Schriftklärung wurde in mannigfacher Form betrieben; man erklärte sie grammatisch, moralisch und allegorisch. Freilich fehlte zu einem recht gründlichen gelehrten Studium der Schrift der gelehrte Vorrat von Sprachkenntnissen; in der Bibelkritik tat sich aber immerhin besonders der Dominikaner und Kardinal Hugo a Santo Caro hervor, dem wir bekanntlich auch die Kapiteleinteilung der hl. Schrift zuschreiben, während die Moral beinahe durchgängig zusammen mit der Glaubenslehre behandelt wurde.

Auch an asketisch-mystischen Erzeugnissen erwies sich diese Periode ungemein reich, manches wirklich Erbauliche findet sich hiervon aufbewahrt, wertvoll auch noch für unsere Zeiten und Geschlechter.

Bonn a. Rh.

Prof. Lic. th. FRIEDRICH MÜLHAUPT.
